

Ein Charfreitag unter der Schreckensherrschaft.

Es war im Jahre 1794, das zweite Jahr der einigen, unzerstörbaren Republik. Der Charfreitag fiel auf den 18. April, oder, wie man damals sagte, auf den 25ten Tag im Kleimonat oder Germinal. Die Sonne war an diesem Tage leuchtend aufgegangen und hatte ganz Paris mit ihren Strahlen überflutet. Ein strenger Winter hatte dieses Jahr geherrscht, als sei er ein Verbündeter der Schreckensherrschaft gewesen. Durchdringende Kälte, eifriger Regen, Schnee in Massen hatte er gebracht, um die arme Bevölkerung noch elender zu machen. Nun hätten die Pariser wohl freudig den Frühling begrüßt, der sich warm und sonnig meldete, wenn ihre täglichen Sorgen ihnen nicht den Muth dazu geraubt hätten. Aber wie konnten ihre armen Herzen sich wieder neuen Hoffnungen hingeben, wenn von allen Theilen des Landes täglich neue Unglücksbotschaften eintrafen? Der Himmel war blau, aber die Stadt war dem Elend und Schrecken preisgegeben. In den Champs-Élysées, in den Tuilleries, im Luxemburg schmückten schon die ersten Blüten und Blätter die kahlen Bäume. Aber dieses frühzeitige Blühen genügte durchaus nicht, um in den Herzen der Menschen wieder Vertrauen zu erwecken. Ebenso jaugend sah man die Zukunft entgegen, wie sie die schreckliche Vergangenheit durchleuchtet hatten.

Das verfloßene Jahr war Zeuge gewesen vom Dahinhorden des Königs, der Königin, der Girondisten und tausender von unglücklichen Opfern. Lyon war nach einer heldenmüthigen Vertheidigung durch die Konvention gefallen. In dieser unglücklichen Stadt waren den siegreichen Generalen rächende Hecker in Gestalt von Fouquier, er selbst und Herbois gefolgt. Um die Schreckensherrschaft in der Vendée einzuführen, hatte die Konvention Carrier nach Nantes entsandt. Hébert, Danton, Lacroix, Camille Desmoulins, Hérot, Schelles, Chaumette, alle diese, welche noch vor kurzem die Eiferer der Robespierre's erregt hatten, waren nicht mehr. Er hatte sich des Gefehes, das sie sich selbst geschaffen, bedient, um sich ihrer zu entledigen.

Jetzt war er der alleinige Herrscher. Zwei Scheufale fanden ihm als Helfershelfer zur Seite. Es waren: Saint-Just und Couthon, sowie zwei mächtige Institutionen, das Tribunal der Republik und die Guillotine. Die Gefängnisse waren mit Gefangenen überfüllt. Auf dem Place de Grève war die Guillotine fast ununterbrochen in Thätigkeit. Die Straße gehörte dem Böbel und besonders den entmenschten Weibern, den sogenannten Strickerinnen. Die öffentliche Macht, welche durch die Nationalgarde repräsentirt wurde, gehorchte nur dem Komitee und dieses wurde seinerseits wieder von der Commune beherrscht.

Die Paläste der ehemaligen Aristokraten (Les Ci-devants) waren verödet, Klöster lagen in Ruinen, die meisten Kirchen geschlossen, an den Mauern hing Anschlagzettel, welche den Verkauf des Eigenthums der Geflohenen oder Geächteten anzeigten. In den Schaufenstern der Händler sah man den Raub aus den betäubten Kirchen und Wohnungen; keine Equipage fuhr mehr auf den Verkehrsstraßen, nur Droschken. Der Luxus war verboten; die Soldaten suchten überall nach Verdächtigen und Verbannten; die Reihen der Verurtheilten vor den Thüren der Bäder und Fleischer wuchsen täglich; der Kampf um's Dasein wogte nach allen Seiten. Kurzum, es war die Zeit der Schreckensherrschaft.

Man besand sich in der Charwoche. Aber wer dachte wohl in dieser Zeit der feierlichen und körperlichen Angst und Aufregung daran, Kirchenfeste und Kirchenfeiern inne zu halten? Wer würde gewagt haben, den Todestag des Getreuzigten zu feiern? Es war höchstens eine ganz kleine Anzahl Gläubiger, die bereit waren, als Märtyrer dahinzuschiden, welche dem Verbot trotzen und im Geheimen ihren Gottesdienst abhielten.

So sah es in Paris an jenem Charfreitagmorgen aus, als die Sonne so herrlich auf die Stadt in dem jungen Grün und den frühzeitigen Blüten niederfiel. Gegen neun Uhr sahen die Witzfeller oder Neugierigen, die sich vor dem Eingange des Justizgebäudes eingefunden hatten, um der Eröffnung der Verhandlungen beizuwohnen, eine Persönlichkeit in den großen Hof eintreten, deren Antlitz eine Bewegung respektvoller Furcht unter ihnen hervorrief. Die Gruppen zerstreuten sich. Diejenigen, die fürchten mußten, als Urheber dieser Gruppenbildungen von dem Neuankommen angesehen zu werden, verschwanden schleunigst im Gerichtsbau. Andere wieder, die seine Blicke auf sich lenken wollten, stellten sich breit auf die Stufen der Treppe und entlockten das Haupt, da er vorbeischielt. Doch er schien sie gar nicht zu sehen und schritt ohne zu grüßen an ihnen vorüber, in das Gebäude hinein.

Er war ein noch ziemlich junger Mann von mittelgroßer Figur, ganz in schwarz gekleidet. Unter dem großen Hute, den er trug, wurde braunes Haar sichtbar, das eine gerade, glatte Stirn umrahmte. Die kleinen grauen Augen blickten dem großen, podennarigen Gesicht einen graufamen und heuchlerischen Ausdruck. Jemand sprach seinen Namen aus, einen

furchtbaren Namen, den Namen des öffentlichen Anklägers. — Fouquier-Tinville. So ging es jeden Morgen. Er kam, um sich während der langen Stunden mit nichts anderem zu beschäftigen, als dem Hecker neue Arbeit zuzuführen.

Als er am Ende der Gallerie, wo sich sein Arbeitszimmer befand, ankam, bemerkte sich ein Portier, ihm dienstfertig die Thür zu öffnen. Er trat in das geräumige Gemach und wurde sofort von vier Sekretären umringt, die seiner Befehle harhten.

„Zeigen Sie mir die für heute bestimmten Akten,“ sprach er, sich in einen Lehnstuhl vor dem Arbeitstisch legend. Ein umfangreiches Bündel wurde ihm überreicht. Er zählte. Es waren achtzehn. Ein Lächeln der Genugthuung breitete sich über sein Gesicht. „Achtzehn Angeklagte! Das gab ein schönes Schauspiel. Unter ihnen befanden sich sechs Frauen, eine davon nur einundzwanzig Jahre alt; sodann zwölf Männer, von denen der älteste, Mesnard de Chouff, der früher bevollmächtigter Minister gewesen, vierundfünfzig, während der jüngste, ein Banquier, Geneste mit Namen, nur siebenundzwanzig Jahre zählte.“

Jetzt durchblätterte er den biden Aktenheft. Alle diese Unglücklichen sind des nämlichen Verbrechens angeklagt worden: Vestecklichkeit, Veracht und Verwörung, um den Bürgerkrieg hervorzurufen, das Volk auszuhungern, die öffentliche Wohlfahrt zu zerstören, die Patrioten zu ermorden und den Bund des Volkes aufzulösen.“

Nachdem er die Durchsicht beendet, legte er die Akten vor sich auf den Schreibtisch und sagt zu einem Sekretär:

„Alle diese Leute verdienen die Todesstrafe. Sie sollen heute Morgen noch verurtheilt und heute Abend hingerichtet werden. Der schuldigste von allen ist dieser Banquier Geneste, welcher seiner nach Brüssel verjagten Frau ungemüthlich Silber zuschickte. Beide wollten den Zahlungswert erschöpfen und so die Staatspapiere in Mißkredit bringen. Schade, daß der Mann nur allein eingetertert wurde. Aber die Frau wird auch noch an die Reife kommen. Man ist ihr auf der Spur. Dem Schwert des Gefehes wird sie nicht so leicht entfliehen. Vor der Hand wollen wir nur erst diese Elenden bestrafen, die wir in Gewahrsam haben.“

Nun zog er ein Blatt Papier hervor und schrieb unter das Datum des Tages:

Mitbürger!
Ich theile Dir hierdurch mit, daß heute Abend um halb sechs Uhr einhundertverurtheilt werden wird, zu welcher eine größere Anzahl Militär als gewöhnlich nöthig sein wird. Ich bitte, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.
Mit brüderlichem Gruß
A. D. Fouquier.

Nachdem der Brief gefaltet und gesiegelt, wurde er mit folgender Adresse versehen:

„An den Bürger Hanriot,
Kommandeur der Nationalgarde.“
Sofort wurde das Schreiben an Ort und Stelle befördert.

Obgleich die Angeklagten noch nicht öffentlich verurtheilt waren, so konnte er sie doch schon jetzt dem wartenden Hecker überliefern, ohne irgendwelche Gefahr dabei zu laufen, denn alle Urtheile waren schon im Voraus bestimmt und die eigentliche Gerichtsverhandlung nur eine leere Form.

Um fünf Uhr fuhren zwei Karren, worauf die am Morgen Verurtheilten saßen, nach dem Place de Grève, woselbst sie von ihnen hingerichtet werden sollten. Zu beiden Seiten marschirten Schulleute und Militär; ringsherum jedoch johlten und heulten betrunkene Weiber, und ganze Trupps rother Scheufale in Männergestalt begleiteten die Unglücklichen auf ihrer letzten Fahrt. Auf dem ersten Karren saßen die Frauen, der alte Mesnard de Chouff, sein Sohn, „Generalkommissar der Capetinger“, und Geneste, der junge Banquier, dessen Name einen Augenblick die Aufmerksamkeit von Fouquier-Tinville gefesselt, welcher ihn als den schlimmsten der Verbrecher hingestellt hatte.

Die drei Männer saßen mit gebundenen Händen auf der vordersten Bank und zeigten dem Gedrüll und den Belästigungen des Böbels gegenüber ein ruhiges Gesicht. Mesnard de Chouff betete mit lauter Stimme und unterbrach sich nur, um seine Kameraden aufzufordern, in seine Gebete mit einzustimmen, oder um sich gegen die Frauen zu wenden, die, obwohl in ihr Schicksal ergeben, doch zitternd und ganz gebrochen dasahen.

„Muth, Schwestern. Heute ist Charfreitag. Denkt daran, daß es vor acht- hundert Jahren einen gleichen Tag gab, an welchem Jesus Christus für uns am Kreuze starb.“
Und die Unglücklichen begannen nun mit ihm aus tiefstem Herzen mit klagernder Stimme das Miserere zu singen, denn seine Worte hatten sie etwas aufgerichtet.
Da plötzlich hörte man einen gellenden Schrei der Verzweiflung aus der Menge, die die Straßen besetzt hielt, um den traurigen Zug zu sehen. Bei diesem Schrei erhob sich Geneste. Er hatte jene Stimme wohl erkannt und suchte mit den Augen, in denen sich eine ohnmächtige Angst ausdrückte, fieberisch in den Gruppen der Umstehenden. Endlich fand er, was er suchte. Er sah, wie man eine ohnmächtige Frau davontrug. Es war die feine.

die gekommen, um ihm ein letztes Lebenswohl zuzuwinken, deren Kräfte jedoch dem Muth nicht Stand gehalten hatten. Ganz überdürrig sank er auf die Bank zurück.

„Unglückliche!“ seufzte er. „Wenn ein Geheimpolizist sich in ihrer Nähe befunden hat, so ist sie verloren.“
Die Karren rollten dem Schaffot zu.

Zu später Abendstunde desselben Tages befanden sich etwa zwanzig Personen, Männer sowohl als Frauen, in dem Erdgeschosse eines in einem großen Garten abseits gelegenen Hauses des Faubourg de Charenton. Das ziemlich große Gemach war in eine Art Kapelle umgewandelt, wo die Ankläger bedenklich niedersaßen. Ein mit einem weißen Tuche bedeckter Tisch diente als Altar. Ein Kreuzifix stand darauf, an jeder Seite eine brennende Kerze. Ein alter Priester, ein Verbannter, weil er nicht in der vorgeschriebenen Weise gepredigt hatte, celebrierte die Todtenmesse.

Armselig war der Tempel des Herrn, doch um so inbrünstiger waren die Gebete der Anwesenden. Sie hatten sich heute die Freude machen wollen, zusammen zu beten, denn in dieser Zeit wurde jeder Glaubenskultus als ein Verbrechen betrachtet. Wehliche Szenen trugen sich zur selben Stunde in allen Stadttheatern zu. Das Komitee konnte nichts dagegen ausrichten. Die Strenge vermochte nicht den Glauben zu unterdrücken, und man suchte und fand Gelegenheit zu heimlichen Zusammenkünften.

In den vordersten Reihen dieser Getreuen, die sich in diesem abgelegenen Hause eingefunden, wo die Spione so leicht nicht eindringen konnten, befand sich eine junge Frau in tiefer Trauer. Es war die Wittwe des Banquier Geneste, dessen Kopf einige Stunden vorher unter dem Henkerbeil gefallen war.

Nachdem sie nutzlose Anstrengungen gemacht, um ihren Gatten zu retten, war sie bewußtlos in dem Gedränge zusammengebrochen, als sie ihres Gatten auf dem Karren ansichtig wurde. Einige Freundinnen waren bei ihr, hatten sie emporgehoben und in dieses sichere Asyl gebracht. Sie waren gerade angekommen, als man die Charfreitagmesse begeben wollte.

Nun, da man ihr mitleidige Sorgfalt hatte angedeihen lassen, setzte sie sich nieder, und weinend betete sie für die Seelenruhe ihres geliebten Todten. Sie war auch bereit, zu sterben und hoffte, in einem besseren Leben wieder mit ihm vereint zu werden.

In der Stille der Kapelle war nur die Stimme des Geistlichen vernnehmbar, welcher Psalmen sang. Als er endete, wendete er sich gegen die Anwesenden, um ihnen von der Leidensgeschichte Jesu Christi zu predigen. Gerade im Begriff, den Mund zum Sprechen zu öffnen, bemerkte er, wie ein Mann, der ihm unbekannt war, durch die angelehnte Thür schlüpfte und sich geräuschlos niederließ, nachdem er das Zeichen des Kreuzes geschlagen. Diese Bewegung beruhigte den Priester, denn er glaubte, es sei ein Ankläger, der nur durch den Wunsch, mit seinen Glaubensbrüdern zu beten, hierher gekommen sei.

Indessen konnte man in dieser Zeit des Schreckens nicht vorsichtig genug sein, und er fragte daher den Neuangetommenen:

„Wer sind Sie, mein Herr?“
„Ein guter Katholik, der sich glücklich schätzt, seine Gebete mit den Eutigen zu vereinen.“

Bei diesen Worten sprang plötzlich ein robuster Mensch, der an der Seite des Sprechers gesessen, auf und rief mit flammenden Wäiden:

„Dieser Mann lügt. Er befand sich noch vor kurzem im Gedränge, wo die Verurtheilten vorüberfuhren. Wenn er uns bis hierher gefolgt ist, so geschah es nur, um Madame Geneste im Auge zu behalten, über die, wie Sie wissen, ein Verhaftsbefehl erlassen ist. Auch uns wird er dann anzeigen. Er ist ein Geheimpolizist des Comités.“

Die Anschuldigung war so plötzlich und so bestimmt, daß der Beamte, anstatt zu verneinen, die Sache bejahte und in Zorn gerieth.

„Allerdings bin ich das, rief er. „Der Aristokrat, der mich da anklagt, selbst die Wahrheit gesagt. Ich wollte sehen und mich überzeugen. Ich weiß jetzt genug. Ihr werdet bald weitere Nachrichten hören.“
Ganz stolz ob seiner Kühnheit, war er im Begriff, fortzugehen. Er kam aber nicht dazu. Sein Ankläger hatte einen unter dem Mantel verborgenen Dolch hervorgezogen, warf sich auf ihn und bohrte ihm die Waffe in die Brust, während die Anwesenden laute Schreckensrufe ausstießen.

Der Mann sank todt nieder.
„Was hast Du gethan, mein Sohn!“ jammerte der Geistliche.
„Ich mußte uns retten,“ antwortete der Mörder. „Wenn es ein Verbrechen ist, Vater, so werden Sie mir Absolution geben.“

Am folgenden Morgen las man in den Polizeiberichten, welche dem Comité zugehen:

„In dieser Nacht wurde an der Seine in Charenton die Leiche des Geheimpolizisten Joleaud gefunden. Er war durch einen Dolchstoß getödtet. Joleaud war ein guter Patriot und mitleidlos gegen die Aristokraten. Man vermutet, daß er das Opfer eines solchen geworden.“

Zwei Brüder.

Von E v e n d L e o p o l d .

Sie kam aus dem Krankenzimmer und ging in die Laube hinüber; dort setzte sie sich nieder, um in Einämteit zu weinen. Ganz in eine Ecke lauerte sie sich, denn nun mußte sie sich einmal ausweinen.

Der alte Garten draußen lag in schimmernder Nachmittagssonne, die Blüten auf den Terrassen waren so selbstsam roth in dem starken Licht, ein heißer Hauch kam von der Rosenhecke herüber; und dann der Vogelgesang! — Gerade jetzt wollte sie weinen, da alles so schön und fröhlich war. Sie drückte den feinen Kopf ganz in das Geißblatt hinein, verbarg ihn in seinen Blättern und Blüten.

Die unablässige Spannung, die ständige Ungewißheit eines langen halben Jahres, und nun, hoffnungslos, keine Rettung mehr! Sie hatte es beim ersten Blide gesehen früh gesehen, als er antam. Wie er da langsam aus der Reifefalte herauskam, sah sie, wie in einem Lichtschein, der Wahrheit in's Auge: ihr Bräutigam, der da auf sie zutram, war ein dem Tode geweihter. Eine so weite und theuere Reife, und dann so heimkehren. Sie hatten ja alle auf Besserung gehofft, und er selbst auch. Warum sonst so heitere Reifebriefe schreiben? Oder hatte er sie dadurch täuschen wollen? Die Bergblumen, von denen ganze Schachteln ankommen, Edelweiß und wie sie alle hießen, und was die Kerze an den Kurorten dort unten alles gesagt und versprochen hatten. Es war gar nicht hübsch, seine Braut zum Karren zu haben, sie, die in Angst und Bangen tagaus, tagein umhergegangen war, auf Hochzeit im Frühling gehofft und an der Aussteuer genächt hatte, als gelte es ihr Leben. Na, Major und Ernestine würden recht schadenfroh aussehen, wenn sie von all der Hoffnungslosigkeit hier im Hause hörten.

Sie sah da und dachte sich ganz in Muth und Grimm hinein, und dann konnte sie nicht weinen.
Die Nachmittagssonne war so warm und mild, so bezaubernd schön, wenn das Leben so süßer war, und dann all die Laute, die Hähne, die dort nebenan krächten, und die weißen Klübe von Konfistorialraths, die unten auf der Strandwiese brüllten. Niemals wurden die Thiere zur rechten Zeit gemolten. Und die Mäuden, hu, die einen in den Naden stachen. Nein, weinen konnte sie nicht.

Nun begannen alle Reden zu dufeln, was für ein wehmüthiger Duft, dachte sie, so recht zum Traurigen, und da waren mit einem Mal die Thränen da, sie kamen so beaglich, eine und dann wieder eine, nun zwei; sie rannen an der Wange herab, so lind und mild und still.

Sie hörte nicht, wie draußen in dem sonnenhellen Gang Jemand kam.

Ein langer, dunkler Schlagschatten fiel über das Gesicht, dann kühlte sie eine große, weiche Hand über ihr Haar streichen. Sie wußte sogleich, daß es Henning war, der aus der Kapelle kam; aber sie wollte nicht aufblicken.

Sie waren beide ganz still, dachten beide an dasselbe. Er drückte sein Taschentuch wortlos auf ihre bestränkten Augen und setzte sich neben sie auf die Bank.

„Weinst Du über Gerhards Bolette?“ fragte er nach einem Weilsen ernst.

„Bist Du es, Henning?“ murmelte sie, ohne aufzublicken.

„Du wirst sehen, er erholt sich doch noch, die Reife hat ihn nur sehr angegriffen; aber er ist ja stark —“

„Du bist so gut, Henning,“ sagte sie sanft und ergriff seine Hand, „so gut bist Du, denn Du willst mich trösten; aber Du solltest mir lieber die Wahrheit sagen, gerade heraus. Sage mir nun, glaubst Du das, glaubst Du es selbst?“

„Was denn, Bolette?“ fragte er etwas unsicher.

Sie sah lange, ohne etwas hervorbringen zu können.

„Ach,“ rühte sie dann, „das Schreckliche, das Schreckliche, was mir im Leben rüberfahren kann — Du glaubst es, denn Du antwortest mir ja nicht, und nun sehe ich es Dir an, ganz deutlich, versuche nicht, mich zu belügen, das ist böse und häßlich von Dir, daß Du mich trösten willst, wenn ich hier sitze und nicht aus noch ein weiß!“

„Aber ich habe ja nichts gesagt; komme doch zu Dir!“

Sie fuhr mit einem Ruck in die Höhe, trockenete eilig ihre Augen ab und wollte gehen.

Er ergriff ihre Hand, hielt sie lange fest, küßte sie sogar, und sie zog sie nicht zurück, sondern seufzte nur tief!

„Henning — Henning,“ es klang wie ein Wortwurf.

Die ganze Laube strahlte jetzt im goldenen Licht, das durch den schmalen Eingang hineinfrönte; das Spinnwebwebe wiegte sich wie ein dünner Silberschleier davor, hie und da schwebte plötzlich eine ganz kleine, gelbe Spinne durch die leuchtende Luft hernieder, ihr langer Faden blinkte und schimmerte, bis er auf der tupperrothen Mahagoniplatte des Tisches haften blieb.

„Bin ich Dir denn in all' dieser Zeit gar nichts gewesen, da wir beide hier herumgegangen sind und auf ihn gewartet haben?“

„Henning, ja, aber nicht jetzt, hörst Du!“

„Wenn das geschähe, vor dem Du so bange bist — Du weißt doch...“

„Henning, Henning, er ist doch Dein Bruder,“ unterbrach sie ihn heftig.

„... Du weißt doch... daß Du mich hast,“ flüsterte er heiser vor Erregung.

„Ja, aber nicht jetzt, nur nicht jetzt!“ jammerte sie.

„Liebst Du mich, Bolette, liebst Du mich noch?“

„Nein, nun muß ich wirklich gehen!“

„Gehen! So gehst Du von mir?“

„Henning, er ist doch Dein Bruder, Henning,“ schrie sie fast, „und erholst er sich, sündigen wir an ihm — er ist doch so gut, und wir haben ihn so lieb, nicht wahr? Er hat uns doch nichts Böses gethan, nicht...“

Er stand auf und ergriff ihre beiden Hände; sein Gesicht war bleich.

„Ach, sag mir nichts, Du mußt nicht“, bat sie schmerzlich.

„Doch, ich muß, Bolette, und nun mußt Du es auch hören, Du bist wieder schwach noch überspannt... Dr. Ahrens sagte uns heute früh Alles, Mama weiß Alles, Du bist die einzige, der wir nicht gewagt haben, es zu sagen. Gerhards erholt sich niemals mehr... wir müssen in diesem Herbst auf Alles vorbereiten sein... aber meinst Du etwa, das schmerzt mich nicht auch?“

Seine Augen standen voll Thränen, und seine Stimme versagte.

Es war, als glitte ein Schimmer über Bolettes Gesicht hin, sie stand da gerade im Eingang und sah ihn forschend mit ihren großen, blauen Augen an, die durch die Thränen unnatürlich klar geworden waren.

„Henning,“ sagte sie ganz leise, „ich sah es gleich heute Morgen, als er antam. Ich wagte nur nicht daran zu glauben.“

Dann ging sie langsam fort, hinaus in den alten Garten, wo die farbigen Blumen des Spätsommers auf den lauen Terrassen glühten.

Er ging ihr langsam nach.

Ein Weilsen später standen sie auf der obersten Terrasse.

Sie dachten beide an dasselbe, und als sie ihr Selbstgespräch abgeschlossen hatten, ergriffen sie fast unwillkürlich ihre Hände und drückten sie leicht.

Hier oben konnte man so weit umherblicken, und gerade heute Abend war der schönste Sonnenuntergang. Die stillen Strandwiesen mit den braunen Rohrpfanzen, die Hübel weißer Schorfsteine mit dem schlafig treibenden Rauch, der blaue Sund mit den breit ausgepannten Segeln der Schiffe, die grüne Wildnis der Glacis und Gärten, es war, als strahlte das alles und flammte in Licht. Ueber alle Scheiben am Giebel und Dach strömten rothgoldige Wogen, und da waren große, stumme Vögel, die in der rothen Luft fliegen und fliegen, bis sie ganz in flammenden Höhen verschwanden.

Sie standen da noch nebeneinander, dem Sund zugewand, und fühlten sich schmerzhaft glücklich.

Und sie schwiegen noch immer.

Wie in einem Traumgesicht sahen sie in weiter Ferne die uralten Kuppeln drüben auf dem Friedhof; diese starren Bäume standen da wie eine schwarze Mauer mit einigen allzu frühen Sternen darüber, die in den hohen Kronen flimmerten.

Die strenge Grabeswacht der Bäume zeichnete sich blüster gegen den lichten Himmelrand ab, und ein großer Strandvogel verschwand, in unruhigem Bogen der Stadt zufliegend, im dunklen Laub.

„Sahst Du, wie der Vogel sich dort niederlegte?“ flüsterte sie ergriffen.

„Glaubst Du an Wahrzeichen, Bolette?“ fragte er ärgerlich. „Komm, gehen wir!“

Dann gingen sie zu dem weißen Hause hinaus, das still und verschlossen mit seinen vielen schlafrigen Fenstern der sinkenden Sonne zugewandt stand.

Der Kranke lag auf einem Lehnstuhl am Fenster; er wollte auch den Sonnenuntergang sehen.

Die hellen Fenstervorhänge waren seitwärts aufgedreht, damit das Licht ordentlich hineinfallen konnte. Die Luft im Zimmer war drückend warm und dumpf, das Feuer im Kamin brannte. Briefe, Blumen, Kästen und Papiere lagen durcheinander auf allen Tischen, dazwischen standen Medizinflaschen.

Eine Uhr in der Ecke tickte mit dem lustigen Glodenspiel bei jedem Viertelstundenschlag, und in einem Bauer pffiff ein Vogel.

„Na, da seid Ihr ja!“ sagte er lächelnd, ohne sein Gesicht vom Fenster fortzuwenden.

Es waren Henning und Bolette, die sich auf den Zehen hineinschlüpfen. Sie taumelten jeder durch eine Thür, einer ein paar Minuten nach dem andern.

„Nein, wie strahlend Du aussiehst, mein langer Junge,“ sagte Bolette; sie floß zum Lehnstuhl hin und küßte ihn auf die eingefallene Wange; aber sie zog sogleich den Mund zurück, denn die Wange war so kalt und feucht, als hätte sie einen Todten geküßt.

„Aber Du siehst da auch recht im Sonnenchein“, fügte sie ein Weilsen später mit ihrer hellen Stimme in ihrem alten heiteren Ton hinzu.

„Es ist so seltsam mit der Abendröthe,“ sagte der Kranke — „genau dieselben rothen Farben in langen Streifen sah ich dort unten bei Como,“

im Serbelloni-Garten. Die Wolken lagen, gerade wie jetzt hier, so langgestreckt, ich sehnte mich so schrecklich nach Dir, Bolette.“

„Ach — Du Armer!“

Henning stand am Fenster und beschrieb mit nervösen Fingern Figuren auf der Scheibe.

„Nun sollst Ihr hören,“ sagte der Kranke munter und richtete sich in den Kissen auf; aber er konnte nicht zu Ende erzählen, der Husten war wieder da und kniete ihn zusammen.

„Es ist schlimm mit dem Husten,“ fuhr er hernach gleichsam entschuldigend fort, „die Reife hat mich angegriffen; es werden sich ein bis zwei Wochen vergehen, bis ich mich wieder ganz erhole; aber sehe ich nicht weit besser aus, als bei meiner Abreise?“

Und er hielt einen großen Handspiegel in die Höhe und betrachtete sich mit großer Freude.

„Ja, Du strahlst förmlich,“ sagte Bolette lebhaft. Sie meinte wirklich einen Augenblick, er sähe in dem rothen Abendtscheine ganz gut aus, und sie fühlte sich fast ein wenig verlegen und bedrückt, weil Henning nun da so dicht bei seinem kranken Bruder stand und sie mit verzehrenden Blicken ansah.

„Ja, ich bin gewiß dick und rothwangig geworden. Aber warum seht Ihr beiden so ernst aus? Ist denn etwas vorgefallen? Seht Euch doch!“

„Sie sehten sich still, jeder auf einer Seite des Lehnstuhles, und sie begannen beide mit fast denselben matten und gewundenen Worten das Aussehen des Kranken zu rühmen.“

„Ja, nicht wahr?“ sagte er ganz befriedigt; er war ihren Worten mit leichtem, ermunterndem Nicken gefolgt, das sie gleichsam bat, fortzufahren, damit er selbst in seinem Glauben an diese gründliche Heilung bestärkt werden könnte.

Und plötzlich wurde er ganz übermüthig. Er schlang seine langen, mageren Arme um Bolettes Leib, als wollte er sie niemals mehr von sich lassen, lachte mit seinem kurzen, schwerathmigen Lachen und sah sie mit seinen großen, feberstrahlenden Augen an, die schon so tief drinnen lagen und von dunklen Schattungen umrahmt waren.

„Zu Weihnachten, Bolette...“

„Zu Weihnachten, Gerhards, was dann?“ fragte sie schnell und versuchte zu lächeln.

„Rüffe mich,“ sagte er, „danke, Du liebe, noch einmal, halt meine Hand, so auch Du, Henning — ja Du, es wird natürlich nur eine kleine, gemüthliche Haushochzeit, hier oben im Saal, ohne große Feier, und dann reisen wir sogleich wieder dort hinunter! Na, was sagst Du dazu?“

Er legte sich ganz in die Kissen zurück, er sah blaß und ermüdet aus.

Draußen am Himmel erloschen alle Farben — eine nach der andern.

Nur ein einziger, großer, mattgelber Streifen war noch da, mit einem großen Stern darüber.

„Sollen wir nicht gehen, Gerhards,“ fragte Henning liebevoll, „bedarfst Du nicht der Ruhe?“

Er beugte sich ganz über den Bruder hinab, der völlig in sich zusammen sank und gleichsam immer kleiner wurde.

„Mein, nein, bleibt,“ kam es ganz ungebüldig von seinen Lippen, „legt Eure Arme unter meinen Rücken, das thut so schön, danke, ach, das ist gut! So, haltet mich nun so, Ihr könnt Euch bei den Händen fassen, dann weiß ich, daß Ihr beide hier seid. Ich bin nur so ein bisschen müde; schlafe ich ein, so müßt Ihr auch hier bleiben! Hörs! Du, Bolette?“

Es war lange ganz still in dem Gemach, das Feuer im Kamin flammte, prasselnd um das trodene Holz empor, das war der einzige Laut.

„Ach, wie schön ist es, heim zu kommen,“ sagte er ganz leise, der Ton kam gleichsam von weit her — „wir drei — werden es nun so gemüthlich miteinander haben, nicht wahr, es kann eine gemüthliche Zeit werden — für uns alle?“

Und dann wurde es wieder ganz still.

„So, nun schläft er schon,“ flüsterte Henning. Ihm standen Thränen in den Augen; er war wirklich gerührt, denn er hatte seinen Bruder sehr lieb.

Welt und ganz erschöpft sank der Kranke in all seinen Kissen und Decken völlig zusammen.

Es tam einer nach dem andern von der Familie in's Krankenzimmer geschlichen, und sie waren ganz erschrocken, ihn auf zu sehen; dann legten sie sich still ringsum an den Fenstern und sahen in die beginnende Sternennacht hinaus.

Der Mond stand im Aufgehen gerade draußen über dem Sund wie ein rothes Horn.

Drüben in den Gärten leuchteten bunte Lichter zwischen den Bäumen hindurch. Schiffslaternen, die angezündet wurden. Die Dämmerung fentle sich mehr und mehr herab, wuchs in der stillen Stube und Niemand sprach.

Die beiden, die da saßen, wädhien Stunde um Stunde.

Als die Dunkelheit sich mehr und mehr herabsenkte, beugten sie sich langsam zu einander hinüber. Wange lag nun fest an Wange, ihre Blicke irrten nach dem Himmel hinaus, wo stille Sterne blinkten.

Hinter den weißen Fenstern trafen sich ihre Hände wie in stillen Einverständnis — für's Leben.

Sie trugen fast den Schlafenden, der sich schwer auf ihre Arme küßte, denn sie brachten es nicht über's Herz, ihn zu wecken. — —